

Wo der Erzengel planscht

Regisseur Carlus Padrissa und seine Truppe La Fura dels Baus bieten Joseph Haydns „Schöpfung“ als lustvolles Spektakel, und Laurence Equilbey dirigiert das Oratorium als geschlossene Erzählung am Theater an der Wien

VON REINHARD J. BREMBECK

Überdimensionale weiße Luftballons, eine Höllenmaschine samt Galgen und mit Wasserbassin, ein paar Riesenvorhänge auf Rädern und jede Menge Scheinwerfer, Videos und Tablets: Das genügt Regisseur Carlus Padrissa und seiner Truppe La Fura dels Baus, um Joseph Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ in all seiner jubelnden Naivität zu bebildern. Wenn Gott die Wasser der Welt im Meer versammelt, dann planscht der gut gelaunte, prächtig aufsingende Daniel Schmutzhard als Erzengel Raphael vergnügt im Wasser. Zuletzt entspannen sich Adam und Eva jubelnd im gleichen Bassin, so als hätten sie und nicht der Herrgott sechs anstrengende Schöpfungstage hinter sich.

Zuvor promenieren die Sänger des „Accentus“-Chors mit Luftballons in den Zuschauerraum des Theaters an der Wien. Erst singen sie lockend leise neben dem Zuschauer, dann schmettern sie mit aller Kraft, dass einem das Hören vergeht: „Macht kund des Herren Kraft und seinen Ruhm!“ Ständig sind Videoprojektionen und Beleuchtungseffekte im Einsatz. Blitze zucken, Krebse krabbeln, Planetenbahnen und Milchstraßen leuchten im Dunkel, die Bühne taucht in rotes Vulkanlicht, auf die Luftballons werden bei der Menschenschaffung Augen projiziert. Über allem schwebt Mari Eriksmoen als Erzengel Gabriel in wallendem Federkleid und flutet mit dahintanzenden Koloraturen und federweichen Soprantönen den Raum.

Haydns „Schöpfung“, 1798 in Wien uraufgeführt und größter Publikumstriumph des Komponisten, ist immer wieder wegen der konsequent positiven Jubelstimmung und der plastisch in Musik umgesetzten Naturbilder belächelt worden. Das war vielen Kritikern zu viel an Naivem und Schönmalerei. Genau das macht das Stück aber ideal für die Truppe La Fura dels Baus, die schon immer in starke Bilder und handgreifliche Technikshows verliert war. Aber so rein gar nichts übrig hat für das, was den meisten Opernregisseuren heilig ist: Psychologie und Personenführung.

Ja, die Fura-Leute sind sogar unbefangene und naiv genug, die Verdopplungen des Textes, die schon Haydn in der Musik betreibt, auch noch auf der Bühne zu wiederholen. Dem Regietheater war Verdopplung einst das größte Gräuöl, aber dieser Aufruf zur Askese gilt längst nicht mehr. In

Wien wogt so das Wasser gleichzeitig in Text, Musik und Szene. Und das ist gut so. Weil auch hier niemand Interpretation versucht, sondern bedingungslos Haydns ungetrübt positiver Utopie vertraut.

Das gilt auch für die durch Dezenz überwältigende Dirigentin Laurence Equilbey. Equilbey, in Frankreich längst etabliert, ist im deutschsprachigen Raum bisher kaum bekannt, obwohl sie eine so fabelhafte wie eigenwillige Musikerin mit gleich zwei eigenen Ensembles ist. Sie hat in Wien Dirigieren studiert und unter Nikolaus Harnoncourt gesungen, ihre Studien vollendete sie bei Lehrerlegenden wie Eric Ericson und Jorma Panula. Zurück in Frankreich gründete sie 1991 mit Accentus einen eigenen Chor. So etwas geschieht selten, nur John Eliot Gardiner und Philippe Herreweghe haben genauso begonnen. Das war auch extrem schwierig, nicht nur weil es da-

mals kaum Subventionen gab. Equilbey lernte natürlich auch den in der Klassik gängigen Sexismus kennen, der besonders Dirigentinnen trifft, weshalb die noch immer nur eine kleine Minderheit sind.

Laurence Equilbey ist eine ebenso fabelhafte wie eigenwillige Musikerin

Aber Equilbey ist zäh und hat Visionen. Man höre sich nur ihre Einspielungen an des Brahms-Requiems oder der „Sieben letzten Worte“ von Haydn. Da favorisiert sie mit Accentus einen flexiblen und dunklen Chorklang, der nie die Oberstimme gleißend in den Mittelpunkt stellt, sondern alle Stimmen in wunderbarer Balance hält. Weshalb der Hörer erstaunlich viel von den Mittelstimmen und sonst untergehenden

Details zu hören bekommt, wie jetzt auch in Wien. Zudem gelingt Equilbey, das ist ihr Markenzeichen und wundervoll, eine Synthese zwischen französischer und deutscher Ästhetik, zwischen emotionsarmer Klarheit und tiefgründelndem Gefühl.

Auf Dauer befriedigte sie weder das unbegleitete A-Cappella-Singen noch der Umstand, dass sie für klassische Chorwerke auf moderne Orchester zurückgreifen musste, die dafür weder von der Balance, den Klangfarben noch der Intensität geeignet sind. Da kam ihr ein Zufall zu Hilfe. Auf der Seine-Insel Île de Seguin bei Paris wurden die ehemaligen Renault-Werke in das Musikzentrum La Seine Musical verwandelt, Equilbey eröffnete vor zwei Monaten den Saal für 1100 Zuhörer. Dafür hatte sie schon vor fünf Jahren das auf alten Instrumenten spielende Insula Orchestra gegründet. Ihr erstes Großprojekt ist jetzt diese

„Schöpfung“, mit der sie gerade auf Tournee ist und Anfang Juni bei den Ludwigsburger Festspielen und in der Hamburger Elbphilharmonie auftreten wird.

Equilbey spielt sich in Wien dirigierend nie in den Vordergrund. Ihre Zeichen sind knapp, aber unangestrengt. Sie mag zügige Tempi und lässt doch immer Luft für Nuancen, feine Stimmungen, leichte Schwankungen und Wärme. Zudem strukturiert sie diese eineinhalb Stunden als eine geschlossene Erzählung, aus der nichts herausfällt und kein Moment auf Kosten eines anderen überbetont wird. Vor allem aber hält sie Instrumente und Stimmen in einer unangestrengten Balance, die weder den Chor, noch die Sänger Mari Eriksmoen, Martin Mitterutzner und Daniel Schmutzhard überrumpeln, die deshalb fabelhaft fein und detailverliebt agieren könne. Großer und langer Beifall.



Die Bühne blitzt und blendet vor lauter Himmelslichtern über Joseph Haydns „Schöpfung“ in Wien.

FOTO: MARIE GUILLOUX